



## DER HISTORISCHE AUGENBLICK PATRICK BAHNERS

---

Patrick Bahners, geboren 1967 in Paderborn. Studium der Geschichte und Philosophie in Bonn und am Worcester College, Oxford. 1989 Eintritt in die Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, seit 1. März 2001 Leiter des Feuilletons. Veröffentlichungen: *Im Mantel der Geschichte: Helmut Kohl oder die Unersetzlichkeit* (1998). Hrsg. mit Gerd Roellecke: *1848 – Die Erfahrung der Freiheit* (1998). Hrsg. mit Gerd Roellecke: *Preußische Stile: Ein Staat als Kunststück* (2001). Aufsätze zur Historiographieggeschichte zwischen Tacitus und Hayden White. – Adresse: Redaktion Feuilleton, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 60267 Frankfurt am Main.

War ich von einer falschen Prämisse ausgegangen? Ich bin mit Studien über Thomas Babington Macaulay (1800 bis 1859) beschäftigt, die in der fünfbändigen Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakobs II. (1849 bis 1861) die Bearbeitung von Problemen entdecken möchten, die dem Autorenkreis der *Edinburgh Review* von den Klassikern der schottischen Sozialphilosophie vermacht worden waren. War die Arbeitsteilung der Motor des Fortschritts und galt dieses Bewegungsgesetz auch für die geistige Arbeit, dann stellte sich für den aufgeklärten Intellektuellen die Frage, mit welcher Kompetenz er über das Ganze der Gesellschaft Aussagen treffen durfte. Aus der Logik kulturkritischer Selbstreflexion deutet Christoph Groffy in seiner in der englischsprachigen Forschung leider unbeachtet gebliebenen Monographie über die *Edinburgh Review* den Weg des schottischen Geistes vom Organon der Wissenschaften zum Rezensionsorgan, von der Metaphysik der Sitten zum politischen Feuilleton. Von hier aus fällt Licht beispielsweise auf eine prominente Nebenfigur von Macaulays *History of England*, Sir Isaac Newton. Als objektiver

Beobachter ratifiziert Newton gleichsam den revolutionären Akt von 1688: Die Suspension der Verfassung war in einem höheren Sinne gesetzmäßig, war notwendig, damit die politische Entwicklung im gleichen Zeitmaß weiterging wie der wissenschaftliche Fortschritt. Für einen historischen Augenblick trat der Fürst der Mathematiker sogar selbst als Münzmeister in die Welt der aktiven Politik hinüber, um dann freilich der Eigendynamik des Spiels der politischen Kräfte das Feld zu überlassen. In einer Momentaufnahme, einem Historiengemälde in Worten, konserviert die *History of England* die Erinnerung an den Traum von einer wissenschaftlichen Politik, einer angewandten Physik des Sozialen. Als Macaulay zwei Jahrzehnte zuvor im geistigen Umkreis der whiggistischen Parlamentsopposition mit kulturhistorischen Essays sensationell debütiert hatte, versprach sich mancher unterbeschäftigte Redner vom Projekt der Universalwissenschaft noch das Programm für die Partei der Menschheit. Macaulays Mentor, der wortmächtige Brougham, sah sich selbst als den Newton der Geschichte, der die Naturgesetze der Politik deduzieren und applizieren sollte.

Um zu erklären, warum Macaulay die Hoffnung zumal seiner deutschen Bewunderer nicht erfüllen konnte, er weise den Weg zur Versöhnung von Wissenschaft und Literatur, Gelehrsamkeit und Publizistik, Theorie und Praxis, bin ich selbst geneigt, mit Macaulay und gegen Brougham die Zerstreung geistiger Energie unter dem Druck des sich akkumulierenden Wissens für unausweichlich zu halten. Das Wissenschaftskolleg hat es dagegen darauf abgesehen, Forscher in langwierige Gespräche mit Fachfremden zu verwickeln – und sie dadurch in ihren Forschungen zu fördern. Ist die Spezialisierung etwa doch nicht das Schicksal der intellektuellen Kultur? Ich war überrascht vom offenen Ton der Dienstagkolloquien. Die Arbeitsvorhaben der Fellows wurden nicht zur Diskussion, sondern wirklich zur Disposition gestellt. Nicht selten griff die Kritik die Fundamente an. Ermöglicht wird dieser Freimut freilich gerade durch die Ordnung der Disziplinen, die im Kolleg, einer Artistenfakultät, in der die Professoren auch die Studenten sind, auf Zeit aufgehoben ist. Nie kann ja die fachliche Autorität attackiert werden. Über Fachgrenzen hinweg fragt man frecher, weil Statuserwägungen außer Betracht bleiben dürfen. In besonderer Weise interessierte mich, welche Fragen Historiker stellen. Die Vertreter der systematischen Disziplinen, zumal die Philosophen, sahen sich regelmäßig dem Vorwurf ausgesetzt, die geschichtlichen Voraussetzungen beispielsweise der Begriffsbildung des Aristoteles zu vernachlässigen. Obgleich die historische Erkenntnis auf das Individuelle gerichtet ist, kann das Historische als solches in pauschaler Form eingeklagt werden. Auch der Historismus ist ein Universalismus; Historisten und Anti-Historisten bleiben einander

in ewigem Streit verbunden wie Tories und Whigs. Macaulay vertrat die auch von Ranke nahe gelegte Auffassung, die Frage, was man von der Morallehre Machiavellis zu halten habe, kläre sich von selbst, wenn man seine Texte von ihrem epochalen und lebensweltlichen Kontext her verstehe. Diese Doktrin von der je zeitgemäßen Wahrheit drückt einen Glauben an die versöhnende Kraft der historischen Erkenntnis aus, den man seinerseits wohl nur noch historisch erklären kann. Täuscht der Eindruck, dass deutsche Historiker den Generalvorbehalt gegen kontextlose Aussagen heute mit besonderem Nachdruck vorbringen? Unwillkürlich mögen sie eine Konsequenz aus der erfolgreichen Aufarbeitung der eigenen Fachgeschichte ziehen: So viele von der deutschen Fachhistorie formulierte Wahrheiten mussten revidiert werden, dass kein wissenschaftlicher Satz mehr die Auskunft über das Zeitfenster seiner Geltung verweigern soll. Die Traditionskritik vollendet sich im Neohistorismus.

Es war ein Glück, im Kolleg Autoren zu begegnen, die in meiner eigenen Leserbiographie Epoche gemacht haben. Cambridge School, New Historicism: mächtige Paradigmen, die gewinnende Gestalt annahmen, die sich verkörperten in virtuosen Disputanten, hartnäckigen, über die konventionelle Weisheit hinausdrängenden Nachfragern. Ein Aufsatz von Egon Flaig im *Rechtshistorischen Journal* über Spuren Rousseaus bei Burckhardt und Mommsen hat mich vor Jahren auf die Idee gebracht, die whiggistische Geschichtsschreibung als erzählende Staatsphilosophie zu lesen. Methodisch war dieser Artikel mit seiner Restauration eines dem fachgeschichtlichen Gedächtnis entfallenen Kontextes eine Offenbarung – obgleich mir Flaigs Kritik der politischen Implikationen der deutschen historischen Methode maßlos erschien und erscheint. Die Leidenschaft des Erkennens, die aus beiden Gesichtern des Autors sprach, begeisterte mich nun auch im Gespräch. Mit besonderer Hingabe haben wir über die Objektivität der historischen Erkenntnis diskutiert. Gibt es eine von den Konstruktionen und Perspektiven des Historikers unabhängige Wirklichkeit – eine Wirklichkeit nicht von Dingen, sondern von Handlungen und Meinungen, eine Geschichte mithin, die nur darauf wartet, erzählt zu werden? Ebenso spannend wie dieser Methodenstreit, der uns am vorletzten Tag meines Kollegaufenthalts gemeinsam mit Christoph Horn, Bernhard Jussen und Helmuth Schulze-Fielitz einen Nachmittag lang in Klausur gehen ließ, waren die politischen Tischgespräche über Plebiszite oder Kopftücher. Bei Egon Flaig dient der Realismus, die Annahme einer allen gemeinsamen Gesprächsgrundlage, die eben nicht kontrafaktisch-normativ, sondern handfest-tatsächlich sein soll, der Begründung des Republikanismus. Umgekehrt neigte der historistische Idealismus dazu, die Außenwelt in Bezüge aufzulösen, so dass der Fichteleser Ranke die

diplomatische Anpassung an wechselnde Lagen lehren konnte. Die von oben vorgegebene Lage als gegeben hinnehmen, um an der Basis die Initiative zurückzugewinnen: dass in der konstruktivistischen, durch Setzungen und Wunschvorstellungen bestimmten Welt der Universitätsreform die Stunde eines solchen listigen Pragmatismus geschlagen hat, davon hat mich Bernhard Jussen fast überzeugt. Ich musste mir eingestehen, dass meine eigene Idee der Universität meine Studienzeit idealisiert. In der Realismusdebatte stand Christoph Horn gegen Bernhard Jussen und mich auf der Seite von Egon Flaig. Wer seine Argumente der Prüfung durch Christoph Horn aussetzt, darf auf eine kunstgerechte Zerlegung gefasst sein, die tief ins Selbstverständnis der gegenwärtigen Philosophie blicken lässt. Ein besonderer Reiz der Begegnung mit Horns fröhlichem Objektivismus lag für mich darin, dass er in Bonn lehrt, wo ich studiert habe und den melancholischen Subjektivismus des postmodernen Zeitalters in seiner raffiniertesten Variante kennenlernte: Josef Simons Philosophie des Zeichens. Christoph Horn spricht im Namen seiner Generation von Philosophen, wenn er die Abkehr von der Tradition Heideggers und Gadammers verkündet. Von Simon her mag man erwägen, ob diese explizite Bezugnahme auf das Selbstbewusstsein einer Kohorte von Gleichaltrigen nicht doch andeutet, dass die Philosophie nicht über eine moralische Gewissheit hinausgelangt, die das für wahr nimmt, was zu einem gegebenen Zeitpunkt vor einem gemeinsamen Horizont als unbezweifelbar erscheint.

Die interessanteste Probe auf die Möglichkeit einer objektiven Hermeneutik machte das von Stefan Litwin veranstaltete Seminar über Beethovens Spätstil. Das positivistische Postulat, es müsse sich für jeden Takt die korrekte Metronomzahl angeben lassen, erwies im Interpretationenvergleich seine heuristische Kraft, indem es zu präziser Protokollierung von Höreindrücken herausforderte, deren Evidenz sich letztlich nicht begründen, nur beschreiben lässt. Was klingt, klingt zusammen; musikalischen Sinn gibt es nur im Zusammenhang. Und doch will die Phrase isoliert sein, wodurch Intuition ins Spiel kommt. Im musizierenden Vollzug und im hörenden Nachvollzug ist der Text vom Kontext zu trennen. Das gängige Argument gegen die historische Aufführungspraxis, selbst wenn sich die Metronomangabe verifizieren ließe, wäre das Stück immer noch „anders“ gespielt und gehört worden, bleibt gegenüber dieser konstruktiven Arbeit am Moment abstrakt. Ein Kontrastprogramm zu Litwins Didaktik der hypothetischen Vergegenwärtigung bot ein unvergessliches Konzertereignis im Musikclub des Konzerthauses: unvergesslich, obwohl das Konzert gar kein Ereignis im Sinne der historistischen Rhetorik der Einmaligkeit war, sondern eine zu jedem beliebigen Zeitpunkt wiederholbare Demonstration. Aufgeführt

oder besser gesagt vorgeführt wurden Werke des amerikanischen Komponisten Conlon Nancarrow für mechanisches Klavier. Die Lochstreifennotation hält den Schöpfungstag für alle Zeit fest. Der Interpret entfällt: ein verblüffendes Beispiel dafür, dass sich die Arbeitsteilung also doch rückgängig machen lässt.

Fast jeden Abend bestieg ich gegen sieben Uhr den Hundertneunzehner-Bus, um ein Konzert oder gelegentlich auch die Oper zu besuchen. „Vain, fluctuating state of human empire!“ Berücksichtigend die Darlegung der Vierreichelehre durch Nitocris (Susan Gritton), die Mutter Belsazars, in Händels Oratorium (mit dem Rias-Kammerchor und den Berliner Philharmonikern in „historisch“-kleiner Besetzung unter Nicholas Kraemer). Macaulays „History“ ist ein Oratorium in Prosa mit Jakob II. in der Rolle des Königs, der die Warnung an der Wand nicht versteht: Besungen wird der Durchbruch der modernen Freiheit, deren ewiges Fortschreiten den Kreislauf der Verfassungen hinter sich lässt. „Così fan tutte“ in der zauberhaft komischen Staatsoperninszenierung von Doris Dörrie gab Anlass zu der Frage, ob es auch eine Verpflichtung zur historischen Gerechtigkeit gegenüber puren Kunstfiguren wie Fiordiligi und Dorabella gibt.

Neunzig Tage waren mir zugemessen. Eine zu kurze Frist für ernsthafte Arbeit, sagte mir zur Begrüßung fast jeder Fellow bedauernd voraus. Da der Rhythmus meines Denkens und Schreibens sonst durch die tägliche Fertigung eines Produkts bestimmt wird, das häufig schon zerlesen war, wenn ich es in diesen drei Monaten nicht schon zum Frühstück, sondern erst abends im Clubraum zur Hand nahm, habe ich die Zeit anders empfunden, als himmlische Länge. Vorangetrieben habe ich meine Untersuchung des Verhältnisses von Macaulay und Burke. Das Privileg nutzend, dass die Bibliothekarinnen über Nacht die Bände der *Edinburgh Review* herbeischafften, die gewöhnlich nur im Lesesaal einsehbar sind, konnte ich belegen, dass Macaulays Programm der anschaulichen Vergegenwärtigung des prägnanten Moments im frühen Essay über die Geschichtsschreibung von 1828 auf eine von Burke in den Betrachtungen über die Revolution in Frankreich zur Schau gestellte Technik der wortmalerischen Beschwörung zurückgreift. Die moderne Geschichtsschreibung litt in Macaulays Augen unter dem Auseandertreten von Forschung und Darstellung, Theorie und Erzählung. Der Historiker der Zukunft sollte die Rolle des Philosophen und des Poeten in seiner Person vereinigen.

Was sollte der Dichter dem Forscher zu sagen haben? Dass die methodische Pointe von Macaulays *Lays of Ancient Rome* von der deutschen Altertumswissenschaft nicht zur Kenntnis genommen wurde, lag daran, dass man es hierzulande mit der geistigen Arbeitsteilung zu genau nahm. Für Niebuhrs kühne Theorie, die Nachrichten aus der römischen

Frühgeschichte seien durch Barden tradiert worden, versuchte Macaulay den experimentellen Beweis zu führen: durch Nachschöpfung der verschollenen Lieder in englischer Sprache. Am 22. Juni 2004 hielt ich in der Humboldt-Universität auf Einladung des Fördervereins des Instituts für Geschichtswissenschaften einen Vortrag über Macaulay und Niebuhr am Beispiel der Ballade vom Tod der Virginia. Mit diesem Gegenstand gedachte ich dem *genius loci* Tribut zu zollen, war die Berliner Universität doch mit Niebuhrs Vorlesungen über die römische Geschichte eröffnet worden. Der Veranstalter hatte mir mit sympathischer Offenheit zu verstehen gegeben, von einem Gast aus der Welt der populären Kultur habe man eigentlich ein weniger akademisches Thema erwartet. Gleichwohl wurde der mit ausführlicher Deklamation von Macaulays pathetischen Versen durchsetzte Vortrag mit einem Wohlwollen aufgenommen, das mich im Rückblick noch immer verwundert. Es war die Zeit der Fußball-Europameisterschaft, als die Stunde des Außenseiters schlug. Der Abend endete im Operncafé beim Spiel Dänemark gegen Schweden mit einer Erörterung der Regeln des Ausscheidungskampfes. Wurde die Durchkreuzung der Rollenerwartungen belohnt? Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.